

Ruth Mächler

Freiheit und Vertrauen

*Von alten Ordensleuten
für das Leben lernen*

Mit einem Nachwort von Eckhard Frick

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben

Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Übereinstimmend mit der EU-Verordnung zur allgemeinen Produktsicherheit (GPSR) stellen wir sicher, dass unsere Produkte die Sicherheitsstandards erfüllen. Näheres dazu auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/produktsicherheit. Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an produktsicherheit@verlagsgruppe-patmos.de

Alle Rechte vorbehalten

© 2025 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG

Senefelderstr. 12, 73760 Ostfildern

www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller

Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1545-7

Inhalt

Vorwort	7
1 Eine Lebensentscheidung treffen und durchhalten	17
2 Die Kraft guter Vorbilder	37
3 Suchen, Zweifeln und Glauben	57
4 Arbeiten für eine Sache, die größer ist als ich selbst	75
5 Das Paradoxon von Begrenzung und Freiheit ..	99
6 Krisen, die zu Segen werden.	121
7 Mit offenen Augen auf den Tod zugehen	139
8 In der Welt Spuren hinterlassen	155
9 Zum Abschluss: Ein Traum	179
Nachwort von Eckhard Frick SJ	183
Literatur	187
Anmerkungen	188
Die Autorin	191

Vorwort

Mitten unter uns existiert im Verborgenen eine Lebensform, die vielen von uns fremd ist – Menschen, die ihr Leben Gott weihen möchten und sich dafür zu Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam verpflichten. Als ich für eine Studie lange Gespräche mit hochbetagten Ordensleuten geführt habe, war ich überrascht darüber, wie viel ihre Erfahrungen mit mir selbst zu tun haben.* Die Gespräche haben mich verändert. Im Spiegel ihrer besonderen Lebensform konnte ich mein Leben und das Leben an sich in einer neuen Weise reflektieren.

Welche Lebensentscheidungen habe ich getroffen, was habe ich mir davon erhofft, was ist daraus gewor-

* Es ist mir bewusst, dass viele Menschen schlechte oder gar traumatisierende Erfahrungen mit der katholischen Kirche als religiöser Machtinstitution gemacht haben. Dazu gehören die Themen Sexueller Missbrauch, Gewalt in Schulen, Heimen und anderen kirchlichen Institutionen sowie alle anderen Formen manipulativer oder offen unterdrückender Ausübung selbsternannter religiöser Autorität. Die Ordensleute, die ich befragt habe, haben diese Problematik häufig von sich aus angesprochen und diskutiert. Ich habe mich jedoch entschieden, mich für dieses Buch darauf zu beschränken, die persönlichen Erfahrungen meiner Gesprächspartnerinnen und -partner zu beschreiben. Dies soll aber nicht suggerieren, dass die Strukturen, in denen diese Erfahrungen gemacht wurden, nicht zu kritisieren seien.

den? Zu welchen Opfern wäre ich bereit, um meine Ideale leben zu können? Was bedeutet für mich Freiheit? Wofür wäre ich selbst bereit, alles hinzugeben? Was wird mich tragen im Alter, wenn Gesundheit und Kraft schwinden?

In den Lebensgeschichten der Ordensleute habe ich vieles entdeckt, was nicht nur mir, sondern auch anderen helfen kann, sich selbst besser zu erkennen und ein sinnvolles und erfülltes Leben zu führen. Denn das gelebte Leben gibt bessere Antworten als alle Theorien.

Und weil das so ist, beginne ich gleich mit einer Geschichte: Schwester Anna Brucker** und ich sind in Wien verabredet; sie kommt extra mit dem Zug aus einer anderen Stadt, um mit mir zu sprechen. Schon bevor ich sie sehe, höre ich sie mit der Schwester reden, die ihr die Türe zum Ordenshaus geöffnet hat, in dem wir uns treffen. Sie rufen und lachen, eine fröhliche Begegnung. Der erste Eindruck bestätigt sich, als ich sie sehe: Schwester Brucker*** ist eine lebhaftere Frau; mit

** Die in diesem Buch verwendeten Namen sind Pseudonyme; manche Ortsnamen und Daten wurden auf Wunsch der Befragten geändert, manche auf Wunsch der Befragten beibehalten. Die Zitate sind wörtlich wiedergegeben und nur dann vorsichtig gekürzt oder umformuliert, wenn dies für die Verständlichkeit oder zur Anonymisierung nötig war. Alle Befragten haben die von ihnen für das Buch verwendeten Zitate verifiziert und der Veröffentlichung zugestimmt.

*** Sowohl bei den Jesuiten als auch bei den Sacré-Cœur-Schwestern werden die Mitglieder mit Nachnamen angesprochen.

ihren kurzen, grauen Haaren und den lebendigen Gesichtszügen sieht sie jünger aus, als sie ist. Ihre Stimme ist laut und klar, sie strahlt eine natürliche Autorität aus. Wir sitzen gemeinsam in einem kleinen Raum der Ordenskommunität. Das Haus liegt an einer belebten Straße, aber hier im Zimmer ist es sehr still. Manchmal schlagen die Glocken der Kirche, doch ich nehme sie nicht mehr wahr, sobald Schwester Brucker zu erzählen beginnt:

»Ich bin ein Kind vom Lande, aus Vorarlberg. Mein Vater war Sohn eines sehr reichen Bauern. Als mein Vater sich in meine 20 Jahre jüngere Mutter verliebt hat, hat dessen Vater nicht akzeptiert, dass er sie heiratet, denn sie war ein Mädchen aus der Stadt, eine Schneiderin, und sie hat wenig von der Landwirtschaft verstanden. Es gab nur *eine* Wahl: Entweder er heiratet diese junge Frau und verzichtet auf das ganze Vermögen oder er behält das Vermögen und sucht sich eine richtige Bäuerin. Mein Vater hat sich für meine Mutter entschieden. Diese Großzügigkeit und Liebe hat aus meiner Sicht diese Beziehung ein Leben lang geprägt.

Ich hatte eine unglaublich schöne, aber auch entbehrungsreiche Zeit als Kind. Der Vater ging mit uns zwölf Kindern in die Kirche, aber das war nicht verpflichtend, wir waren frei. Wenn wir die Kirche betraten, hieß es: »Jetzt kommt der Huber mit sei-

nen Orgelpfeifen.« Der Vater wurde sofort nach Kriegsbeginn von den Russen gefangengenommen und war die ganzen fünf Jahre in Kriegsgefangenschaft. Unsere Familie musste auch fliehen. Als der Krieg schon zu Ende war, kamen noch die Russen. In der Nacht sind wir mit einer Nachbarin, die auch drei Kinder hatte, geflohen. Ihr Sohn, der schon älter war, hat mich bergauf getragen. Und plötzlich in der Nacht begegnet uns ein Licht. Die Frauen und wir Kinder haben gespürt: Jetzt passiert etwas und in ganz ruhigem Schritt hat die Nachbarin gesagt: ›Gehen wir ruhig auf das Licht zu. Licht ist immer gut.« Es hat sich herausgestellt, dass es ebenfalls ein Mensch auf der Flucht war. Er hatte auch Angst und hat uns gefragt, wie er denn weiterkommen könne.

Wir sind dann weiter den Wald hinauf, hoch, hoch, hoch, Bergeshöhen, und dort beim ersten Bauernhof, das war keine Verwandtschaft von uns, da hat der eine Bauer gesagt: ›Kinder, geht nur in die Stube. Es sind schon alle anderen drinnen.« Diese Stube war riesig und am Boden saßen nach meiner heutigen Schätzung sicher schon 20 kleine Kinder mit ihren Müttern. Wir Kinder bekamen von der Bäuerin in einer Schüssel Kukuruz [Maisbrei] und in einem Glaskrug Milch zum Trinken, die wir uns weitergereicht haben. Aber wir hatten keinen Löffel. Wir haben diesen Kukuruz mit der Hand ge-

gessen und ich wagte mich nicht über diese Schlüssel. Ich habe zuerst fragend zur Mutter geschaut und sie hat mir ein Zeichen gegeben: ›Ja‹. Das war die erste Versorgung.

Wir überlebten den Krieg, der Vater, die Mutter und alle Kinder. Der Vater kam zurück mit dem letzten Transport. Die Mutter und ich standen am Bahnhof. Wir haben unseren Vater nicht gesehen. Es war alles leer. Wir haben den Vater nicht gesehen. Und dann, plötzlich, steht ein Mann angelehnt an eine Säule und die Mutter geht auf ihn zu und dann sagt er: ›Kennst mi nimmer?‹ Ich hatte Angst vor ihm, weil er so entsetzlich ausgesehen hat. Wir sind nach Hause und zu Hause hat er, er hatte riesige Gummistiefel an, und da hat er für jedes Kind eine Blutorange mitgebracht. Das war wieder der erste Kontakt.

Es ging uns schlecht, aber ich habe nie, weder vom Vater noch von der Mutter, gehört: ›Jetzt haben wir nichts mehr.‹ Meine Taufpatin war die Prinzessin von Liechtenstein. Sie hat sich für kinderreiche Familien engagiert. Von ihr bekam ich eine ganz große, schwarze Puppe mit einem Wagerl. Diese Puppe habe ich überall umhergetragen und liebkost. Eines Tages bin ich mit der Puppe beim Zaun gestanden, wo die Schweine waren. Irgendwie war ich ungeschickt, die Puppe fiel mir hinein und die Schweine haben sie zerrissen. Das war für mich der erste Tod.

Ich bekam später wieder eine, aber nicht mehr in Schwarz. Im Nachhinein denke ich oft, diese schwarze Puppe war mit ein Grund, dass ich so sehr nach Afrika wollte.

Der Vater hat im Tal in einer Zündholzfabrik gearbeitet, in der Schwefelabteilung. Eines Abends, es war der 7. Januar, wir hatten sehr viel Schnee, kommt er nach Hause und hat meinen Bruder Ludwig, der damals zwei Jahre alt war, auf den Armen gehalten und hat sich beim Kachelofen gewärmt. Plötzlich ist ein Kohlenfunke herausgesprungen auf sein Gewand. Es gab ja nur Petroleumlicht. Weit oben, weit oben war das Licht. Es gab eine Explosion. Alles hat gebrannt. Der Vater hat sich hinausgestürzt mit dem Buben und im Schnee gewälzt, was ihn gerettet hat. Den Buben hat er der Mutter zugeworfen. Er konnte noch zum Nachbar-Bauernhaus gehen und ist dort zusammengebrochen. Da fiel mir ein: Die kleine Schwester Rosi ist im Wagerl! Wir Kinder waren schon im Nachthemd. Ich habe dann nur das Hemd hochgehalten, Schnee hinein und mich barfuß am Boden vorgewälzt, weil alles voll Rauch war. So bin ich bis zu den Sprossen vom Wagen gekommen und habe meine Schwester herausgezogen, wie eine Katze, und bin mit ihr so zum Bauern. Weil so viel Schnee lag, mussten Arzt und Rettung mit Skiern kommen. Den Vater haben sie in die Klinik gebracht. Aber für meinen kleinen

Bruder gab es keinen Platz in der Kinderklinik. Er wurde zu Hause vom Hausarzt betreut. Der Vater schwebte monatelang zwischen Leben und Tod und es war für uns alle klar: Der Vater wird sterben. Und trotzdem haben wir Kinder gesagt: ›Nein, wenn es den lieben Gott gibt, dann hört er uns‹. Und so war es: Der Vater ist zurückgekommen. Was da für mich wesentlich war, dass ich mir gesagt habe, immer wieder gesagt habe: ›Es muss was Größeres geben. Wie auch immer, ob jemand glauben will oder was immer wir glauben – aber es muss etwas Größeres geben, dass es solch ein Wunder geben kann.‹

Nach der Volksschule wollte ich auf die Hauptschule gehen, aber wir hatten kein Auto, nur ein Herrenfahrrad. Mein Vater hat gesagt: ›Kind, das tut mir leid, du darfst nicht gehen. Der Weg ist zu gefährlich. Ich möchte dich nicht verlieren.‹ Also bin ich erst einmal zu Hause geblieben, denn Worte vom Vater waren Gold.

Aber als ich 16 war, kam ein Angebot aus der Schweiz. Hotel Krone hat Schüler aus kinderreichen Familien aufgenommen. Da habe ich meine Eltern um Verständnis dafür gebeten, mich zu bewerben. Schweren Herzens haben sie mich gehen lassen. Ich war dann vier Jahre im Hotel. Der Chef war evangelisch. Er war für mich das Beispiel eines lebendigen Christen. Er hat uns Lehrlinge, wir waren sieben, immer wieder für ein Bibelgespräch zu

sich geholt. Damals habe ich schon überlegt, ins Kloster zu gehen. Der Gedanke war mir schon früh gekommen. Aber ich habe ihn immer verdrängt. Immer wieder habe gedacht: ›Nein, das ist ein Unsinn. Das ist dumm. Ich weiß doch, dass ich auch so Gutes tun kann.‹ Mein Gedanke war: Ich will für andere Kinder da sein. Es war so viel, was wir bekommen haben. Es hat so viele gute Menschen gegeben, die uns geholfen haben, aus dem Elend herauszukommen. Und das wollte ich auch.

Im Büro des Chefs fand ich dann ein Buch mit dem Titel ›Der weltweite Ruf. Darin standen Kurzlebensgeschichten von Missionaren und Missionarinnen. Auf den letzten Seiten waren die Adressen der Orden angegeben. Dort fand ich auch die Adresse des Sacré-Cœur-Ordens. Dort lese ich unter den Aufgaben: ›Erziehung der Jugend, auch Mission.‹ Ich habe den Orden angeschrieben und einen Termin ausgemacht. Ich bin hingefahren und habe mit der Oberin gesprochen. Ich hatte mir seitenweise Fragen aufgeschrieben. Auf alle Fragen bekam ich eine Antwort. Nachdem sie mir alle Fragen beantwortet hat, sagt die Oberin: ›Wann kommen Sie dann wirklich?‹ Und ich habe gesagt: ›Ich weiß es nicht, in einem Jahr, in zwei Jahren oder auch gar nicht. - ›So, ist gut.‹

Ich habe dann tatsächlich noch zwei Jahre gebraucht, um mich zu entscheiden. Nach diesen zwei

Jahren habe ich eine Karte geschrieben: ›Ich komme am 14. Dezember an und bitte darum, dass man mich am Bahnhof abholt.‹ In der Nacht zuvor hat es so viel geschneit, dass man mit dem Pferdeschlitten nicht zum Bahnhof kam. Mein Bruder hatte Skier. Auf denen bin ich hinten draufgestanden. So hat er mich zum Bahnhof gebracht. Nach zwölf Stunden Zugfahrt kam ich an und wurde von einem Bauern, den die Oberin geschickt hatte, mit einem Pferdefuhrwerk vom Bahnhof abgeholt. Er hieß Schmid, aus einer Großfamilie, auch heute noch. Er hat mich zur Klostertür gebracht und gesagt: ›Fräulein, bevor ich läute, überlegen Sie noch einmal. Wir haben ein Zimmer. Wir haben Platz. Ich bringe Sie morgen in der Früh wieder zum Bahnhof.‹ Ich habe ihn angeschaut und habe gesagt: ›Nein, ich habe lang überlegt.‹ Darauf sagte er: ›Dann wünsche ich alles Gute‹, und hat die Glocke geläutet.«

Als Schwester Brucker mir diese Szene erzählt, bekomme ich eine Gänsehaut. Was für ein Schritt! Ich kann mir durchaus vorstellen, was damals den Bauern bewegt hat, sie zu bitten, sich ihren Entschluss noch einmal zu überlegen: Wie kann diese junge Frau freiwillig ein Leben der Entsagung und des Gehorsams wählen? Den Verzicht auf Partnerschaft, Familie, Besitz, Freiheit, Selbstständigkeit auf sich nehmen, ohne Not, aus freien Stücken? Ja, das ist schwer nachzuvoll-

ziehen, auch für mich. Und doch wird mir Schwester Brucker im weiteren Gespräch, als ich sie frage, was ihr – jetzt, im Alter – Freude macht, antworten, dass es die Freiheit ist, in der sie lebt. Sie wird mir sagen, dass sie reich ist in ihrer selbstgewählten Armut, und davon erzählen, wie sie in diesem Leben, das in jener Nacht begann, Freude fand und Abenteuer erlebte, von denen sie damals als junge Frau nicht einmal hätte träumen können.

Wir werden noch mehr davon hören. Ich habe mir von 21 alten Menschen wie Schwester Anna Brucker die Geschichte ihres Lebens erzählen lassen. Ich lade Sie ein, gemeinsam mit mir einzutauchen in diese Lebensgeschichten. Ich habe die Menschen befragt nach ihren Erfahrungen, nach den Fehlern, die sie gemacht und den Lehren, die sie daraus gezogen haben. Ich habe von Erfüllung und Freude gehört, aber auch von Einsamkeit und Krisen, von Erfolgen und Erfahrungen des Scheiterns, davon, wie sie das Altern erleben und wie sie sich nun, auf ihrer letzten Wegstrecke, auf den Tod vorbereiten. Kommen Sie mit mir auf eine Reise in eine Welt, die ganz nahe und doch fremd ist und auf erstaunliche Weise mit uns allen zu tun hat.

1 Eine Lebensentscheidung treffen und durchhalten

Pater Bernd Janssen hat in seinem Leben viel Schweres durchgemacht. Jetzt ist er alt und müde. Mühsam hält er sich in seinem Stuhl aufrecht und ich spüre, dass ihn unser Gespräch sehr anstrengt. Doch nachdem er mir seine Lebensgeschichte erzählt hat, bilanziert er: »Ich würde sagen, ich bin hochzufrieden, habe eine große Lebenszufriedenheit, und zwar deshalb, weil ich durchgehalten habe, trotz aller Zweifel!«

Durchgehalten hat er. Kein schönes Wort, um das auf den Punkt zu bringen, was ihn im Alter zufrieden macht. Klingt nach Mühsal – könnte man zumindest meinen. Aber ich sehe Pater Janssen, während er das sagt, ich sehe seine blitzenden Augen und höre den Stolz in seiner Stimme. Es wirkt auf mich, als erzähle mir jemand von einer großartigen Bergtour, die ihn zwar an den Rand seiner Kräfte gebracht hat, aber die gerade dadurch zum Abenteuer wurde.

Vielleicht wäre mir diese Szene nicht so intensiv in Erinnerung, wäre ich nicht immer wieder auf dieses Wort gestoßen in meinen Gesprächen mit den alten Ordensleuten: Durchhalten als positiver Wert, als Kostbarkeit, die man über ein langes treues Leben hinweg

erwirbt und die einen am Ende froh macht. Überraschend finde ich das und darum interessant.

Besonders oft höre ich vom Durchhalten als wertvolles Ziel, wenn ich meinen Gesprächspartnern meine »Zeitreisefrage« stelle: »Stellen Sie sich vor, sie könnten durch die Zeit zurückreisen und mit ihrer jetzigen Lebenserfahrung ihrem jungen Selbst einen Rat geben: Was würden Sie sagen?«

Pater Kroger, der eine hohe Führungsposition im Orden innegehabt hatte, zögert ein bisschen und sagt dann zu seinem jüngeren Selbst: »Lass dich nicht wegen jeder Kleinigkeit aus dem Rennen kippen! Hab Mut zum Durchhalten! Es lohnt sich.«

Und genauso kommt das auch von anderen. »Gib nicht auf«, feuern sie sich selbst durch die Zeit zurück zum Durchhalten an, »Gib nicht auf, wenn es zwischen drin schwierig wird, und lass dich nicht durch Krisen von einem guten Weg abbringen!« So oder ähnlich höre ich es immer wieder.

Das Leben dieser Menschen war und ist nicht einfach und sie versuchen mir gegenüber auch nicht, es so aussehen zu lassen. Da ist nicht viel Ordensromantik in ihren Geschichten, dafür ganz viel echtes Leben. Die Schwestern und Brüder sprechen mit mir auch über Zweifel, Einsamkeit, Ängste, Konflikte mit anderen Ordensmitgliedern, über Erfahrungen des Versagens und über ihre unerfüllten Wünsche. Manchmal muss ich schlucken, manchmal wünsche ich mir eine schö-

nerer Geschichte. Aber so ist das Leben eben, ich weiß es ja auch von mir selbst. Und es tut mir gut, zu hören, wie diese Menschen ihre Krisen gemeistert haben. Man hört oft, dass Krisen auch Chancen der Entwicklung und des persönlichen Wachstums beinhalten. Das ist eine schöne Aussage, aber schnell hing gesagt ist sie nicht hilfreich. Ihre Kraft entfaltet diese Wahrheit erst dann, wenn ein Mensch, der dies in seinem eigenen Leben erfahren hat, davon erzählt.

So zum Beispiel Pater Zacher. Als ich ihn aufsuche, werde ich in die Bibliothek der Jesuitengemeinschaft geführt, einen hohen, geradezu Ehrfurcht einflößenden Raum, in dem Hunderte schöner alter Ausgaben theologischer Werke die Regale bis zur Decke füllen. Wir nehmen in breiten Ledersesseln Platz und der energisch wirkende Ordensmann erzählt mir sein Leben – und auch von einer Krise, die er in jungen Jahren durchlebt hat.

Zacher hatte schon als Schüler den Wunsch gehabt, Jesuit zu werden, und war dann auch sehr jung eingetreten. Im Orden hatte er sich zunächst ebenso wohl gefühlt wie in der ähnlich klar strukturierten Welt der Knabeninternate, in denen er seine Kindheit und Jugend verbracht hatte. Als sich jedoch die katholische Kirche in den 60er-Jahren stark reformierte, wurde auch die geordnete Welt der Jesuiten erschüttert. Sie hatten keine festen Tagzeitengebete mehr, durften ihre Familien besuchen und hatten insgesamt auf einmal viel